

4. Tübinger Studienhäuser

Das 1536 von Herzog Ulrich nach Marburger Vorbild gegründete „Hochfürstliche Stipendium“, ein bis heute als „Evangelisches Stift“ bestehendes Studienhaus für den geistlichen Nachwuchs des Landes, war anfangs in der Burse und ist seit 1547 im ehemaligen Augustiner-Eremitenklaster untergebracht. Es erhielt 1557 eine Ordnung, die 1559 in die württembergische Große Kirchenordnung eingefügt wurde. Bis ins 19. Jh. fanden in ihm die Lehrveranstaltungen der theologischen Fakultät statt. Seine Repetenten (*magistri repetentes*), ursprünglich zur Abhaltung von Repetitionen des in Vorlesungen der Professoren behandelten Stoffes bestimmt, nach den Statuten von 1793 auch zu eigenen theologischen Vorlesungen ermächtigt, halten heute noch Übungen (*loci*). Bis 1849 wurde das Stift von einem Mitglied der Artistenfakultät als *Magister Domus* (seit 1752: *Ephorus*) geleitet, dem zwei Professoren der Theologie als Superattendenten (später auch: Inspektoren) zur Seite standen. Seit 1850 ist das Ephorat mit einer Lehrtätigkeit an der Theologischen Fakultät verbunden. 1910 wurde eine Reform des Stifts eingeleitet, die 1928 mit seinem Übergang in Eigentum und Verwaltung der Landeskirche endete. Das Leben im Stift hatte bis weit ins 19. Jh. hinein einen klösterlich-klerikalen Zuschnitt. Durch die 1969 probeweise und 1974 endgültig eingeführte neue Ordnung wurde das Stift auch weiblichen Stipendiaten geöffnet. Im Gegensatz zur durchweg oder überwiegend konservativen Theologischen Fakultät wurde das Stift wiederholt zum Einfallstor moderner Strömungen: des Pietismus durch Erbauungsstunden von Repetenten seit 1688, der Aufklärung im 18. Jh., der Ideen der → Französischen Revolution, der Philosophie → Hegels durch die Vorlesungen des Repetenten D.F. → Strauß 1832/33 und der Theologie A. → Ritschls durch den Repetenten Max Reischle (1858–1905) seit 1883/84.

Herzog Christoph plante auch ein Studienhaus für den Adel, der zum Dienst für das Land bestimmt war. Doch erst sein Sohn, Herzog Ludwig (reg. 1568–1593), führte diesen Plan aus, indem er an Stelle des ehemaligen Franziskanerklosters 1587–1592 ein *Collegium illustre* erbaute. Sein Nachfolger Friedrich I. (reg. 1593–1608) machte daraus eine Ritterakademie für den protestantischen Adel Europas und trennte es ganz von der Universität. Nach wechselvollem, durch längere Schließungen unterbrochenem Betrieb wurde das *Collegium* nach Abgabe seiner Einrichtung unter König Wilhelm I. 1817 aufgehoben. Seine Hauptfunktionen wurden von der Staatswirtschaftlichen Fakultät übernommen, seine Gebäude der Katholisch-theologischen Fakultät zur Errichtung eines Konvikts übertragen (heute: „Wilhelmstift“).

Quellen

1. *Bibliographie*: Bibliogr. zur Gesch. der Univ. Tübingen, bearb. v. Friedrich Seck u.a., Tübingen 1980 (Contubernium 27).

2. *Urkunden und Gesetze*: Urkunden zur Gesch. der Univ. Tübingen, hg. v. Rudolph Roth, Tübingen 1877 Nachdr. Aalen 1973. – Sammlung der württembergischen Schul-Gesetze, 3. Abtheilung, hg. v. Theodor Eisenlohr, Tübingen 1843 = Vollständige, hist. u. krit. bearb. Sammlung der württembergischen Gesetze. XI. Universitätsgesetze bis 1843, hg. v. August Ludwig Reyscher, Stuttgart 1843.

3. *Reihen*: Bausteine zur Tübinger Universitätsgesch., hg. v. Volker Schäfer, Tübingen 1981 ff. – Contubernium. Beitr. zur Gesch. der Eberhard-Karls-Univ. Tübingen, hg. v. Hansmartin Decker-Hauff u.a., Tübingen 1971–1988; Sigmaringen 1993–1996; Stuttgart 1998 ff. – Werkschr. des Universitätsarchivs Tübingen, hg. v. Volker Schäfer, Tübingen 1975 ff.

Literatur

Martin Brecht, Das Augustiner-Eremiten-Kloster zu Tübingen: Ma. Erbe – ev. Verantwortung, hg. vom Ev. Stift Tübingen, Tübingen 1962, 45–91. – Ders., Die Entwicklung der Alten Bibliothek des Tübinger Stifts in ihrem theolog. u. geistesgesch. Zusammenhang: BWKG 63 (1963) 3–103. – Ders. (Hg.), Theologen u. Theol. an der Univ. Tübingen, Tübingen 1977 (Contubernium 15). – Hansmartin Decker-Hauff u.a. (Hg.), 500 Jahre Eberhard-Karls-Univ. Tübingen, 3 Bde., Tübingen 1977. – Fritz Ernst, Die wirtschaftliche Ausstattung der Univ. Tübingen in ihren ersten Jahrzehnten (1477–1534), Stuttgart 1929 (Darst. aus der württembergischen Gesch. 20). – Joachim Hahn/Hans

Mayer, Das Ev. Stift in Tübingen, Stuttgart 1985. – Johannes Haller, Die Anfänge der Univ. Tübingen 1477–1537, 2 Bde., Stuttgart 1927–1929. – Heinrich Hermelink, Die theol. Fakultät in Tübingen vor der Reformation 1477–1534, Tübingen 1906. – Friedrich Hertel (Hg.), In Wahrheit u. Freiheit. 450 Jahre Ev. Stift in Tübingen, Stuttgart 1986. – Im Dienst an Volk u. Kirche. Theologiestudium im Nationalsozialismus. Erinnerungen, Darst., Dokumente u. Reflexionen zum Tübinger Stift 1930 bis 1950, hg. v. Siegfried Hermle, Stuttgart 1988. – Walter Jens, Eine dt. Univ. 500 Jahre Tübinger Gelehrtenrepublik, München 1977. – Karl Klüpfel, Gesch. u. Beschreibung der Univ. Tübingen, Tübingen 1849 Nachdr. Aalen 1977. – Ulrich Köpf, Johannes Brenz in Tübingen oder Wie reformiert man eine Univ.?: BWKG 100 (2000) 282–296. – Martin Leube, Gesch. des Tübinger Stifts, 3 Bde., 1926–1936, III*1954. – Dieter Mertens, Eberhard im Bart als Stifter der Univ. Tübingen: Sönke Lorenz (Hg.), Attempo – oder wie stiftet man eine Univ.? Die Universitätsgründungen der sog. zweiten Gründungswelle im Vergleich, Stuttgart 1999 (Contubernium 50) 157–173. – Irene Pill-Rademacher, „... zu nutz und gutem der loblichen universitet“. Visitationen an der Univ. Tübingen. Stud. zur Interaktion zw. Landesherr u. Landesuniv. im 16. Jh., Tübingen 1993 (Werkschr. des Universitätsarchivs Tübingen R. 1, 18). – Rudolf Reinhardt (Hg.), Tübinger Theologen u. ihre Theol., Tübingen 1977 (Contubernium 16). – Volker Schäfer, Die Tübinger Burse v. 1480 bis 1972: Attempo 43/44 (1972) 3–15. – Leonore Siegele-Wenschkewitz, Die Ev.-theol. Fakultät Tübingen in den Anfangsjahren des Dritten Reichs. I. Karl Fezer u. die Dt. Christen. II. Gerhard Kittel u. die Judenfrage: Tübinger Theol. im 20. Jh., 1978 (ZThK.B 4) 34–80. – Peter Stuhlmacher, Adolf Schlatter als Bibelausleger: ebd. 81–111. – Themenh.: ThQ 150 (1970) H. 1. – Johannes Wallmann, Karl Holl u. seine Schule: Tübinger Theol. (s.o. bei Siegele-Wenschkewitz) 1–33. – Carl v. Weizsäcker, Lehrer u. Unterricht an der ev.-theol. Facultät der Univ. Tübingen v. der Reformation bis zur Gegenwart: Beitr. zur Gesch. der Univ. Tübingen. FG bei der vierten Säcularfeier ihrer Gründung im Jahre 1877, Tübingen 1877.

25

Ulrich Köpf

Theologische Realenzyklopädie, Band XXXIV (2002):

Tübinger Schulen

1. Der Begriff „Tübinger Schule“ 2. Die Ältere Tübinger Schule 3. Die Jüngere Tübinger Schule 4. Die Katholische Tübinger Schule (Literatur S. 171)

1. Der Begriff „Tübinger Schule“

„Schule“ bezeichnet nicht nur eine Institution, sondern auch gleichgerichtetes Streben oder gleichartige Überzeugung verschiedener Personen, insbesondere einen Überlieferungs-, Rezeptions- und Wirkungszusammenhang zwischen Lehrern und Schülern. Die Formulierung „Tübinger theologische Schule“ begegnet schon im frühen 19. Jh. als Bezeichnung für die Lehre an der Theologischen Fakultät der Universität → Tübingen seit dem letzten Viertel des 18. Jh. Für diese Schule war damals im Blick auf ihren Begründer Gottlob Christian Storr (1746–1805) die Bezeichnung „Storrsche Schule“ üblich. Als F.C. → Baur, der bei den ältesten Schülern Storrs studiert hatte und noch 1829 (drei Jahre nach Beginn seiner Tübinger Lehrtätigkeit) von → Schleiermacher als Mitglied dieser Schule bezeichnet worden war, 1845 von theologischen Gegnern zum Haupt einer eigenen Schule ernannt wurde („Baurische Schule“, auch einfach „Tübinger Schule“), widersprach er zunächst, nahm dann aber doch den Schulbegriff positiv auf. Konsequenterweise sprach er in seiner Darstellung der Fakultätsgeschichte (1849) von der auf Storr zurückgehenden Schule als der „alten Tübinger Schule“. Bereits 1850 war „la nouvelle école de Tubingue“ in Frankreich ein Begriff, obwohl meist einfach von der „Tübinger Schule“ („l'école de Tubingue“, „the Tübingen School“) gesprochen wurde. Nachdem sich der Schulname allgemein durchgesetzt und z. B. Adolf Hilgenfeld (1823–1907) 1858 Baur als den „Altmeister der Tübinger Schule“ bezeichnet hatte, ließ dieser sich die Einordnung gefallen und verteidigte seine Position noch 1859 in einer eigenen Schrift: *Die Tübinger Schule und ihre Stellung zur Gegenwart*. Zur Näherbestimmung wurden verschiedene Adjektive herangezogen. Am wirkungsvollsten war zunächst der Name „Tübinger historische Schule“ (Zeller); doch hat sich gegen die inhaltliche Cha-

rakterisierung die rein zeitliche durchgesetzt: Im 19. Jh. sagte man „neuere“ oder „neue“, im 20. Jh. zunehmend „jüngere Tübinger Schule“. Auch auf die Katholisch-theologische Fakultät wurde der Begriff „Tübinger Schule“ angewandt, jedoch seit den 30er Jahren des 19. Jh. zunächst nur im Sinne der Institution. Sodann wurde in der kirchenpolitischen Auseinandersetzung eine vom → Ultramontanismus beherrschte „neue“, „jüngere“, „moderne“ der „alten Tübinger Schule“ gegenübergestellt. In die theologiegeschichtliche Betrachtung wurde der Begriff einer „(katholischen) Tübinger Schule“ erst 1862 von außen eingeführt (durch Alois Schmid [1825–1910] in Dillingen). Nachdem die Betroffenen selbst lange den Schulnamen gemieden hatten, den ihre Gegner polemisch ge-sogar eine Kontinuität der „katholischen Tübinger Schule“ bis zur jeweiligen Gegenwart. Zum Fakultätsjubiläum 1967 meldete der Tübinger Kirchenhistoriker R. Reinhardt erstmals begründete Zweifel am Sinn des Schulnamens an, die er im folgenden untermauerte. Seine Kritik wurde durch A.P. Kustermann fortgeführt. Dagegen betonte der Tübinger Fundamentaltheologe M. Seckler noch jüngst die „Dauer und Fortdauer“, ja einen nie abgerissenen „Identitätsstrom der Kath[olischen] T[übinger] Sch[ule]“ (Seckler 289). Im Unterschied zu den drei gebräuchlichen Schulnamen aus dem 19. Jh. hat sich die nachträgliche Bezeichnung der Tübinger Theologie an der Wende vom 15. zum 16. Jh. als „Tübinger Bielschule“ oder „erste Tübinger Schule“ (Heiko A. Oberman, *Werden und Wertung der Reformation, Tübingen 1977*, nach John T. Noonan Jr., *The Scholastic Analysis of Usury, Cambridge, Mass. 1957*) nicht bewährt.

2. Die Ältere Tübinger Schule

Sie umfaßt das Schulhaupt Storr und eine relativ homogene Gruppe Tübinger Theologieprofessoren. Gottlob Christian Storr war 1777–1797 Professor an der Theologischen Fakultät, seit 1797 Konsistorialrat und Oberhofprediger in Stuttgart. Zu seiner Schule im engeren Sinne zählen die drei unmittelbaren Schüler Johann Friedrich Flatt (1759–1821, Professor seit 1792), Friedrich Gottlieb Süskind (1767–1829, als Nachfolger Storr's Professor 1798–1805, danach in verschiedenen kirchlichen Funktionen), und Karl Christian Flatt (der Bruder Johann Friedrichs, 1772–1843, Professor 1804–1812, seitdem in kirchlichen Ämtern). In weiterem Sinn rechnet man zur Älteren Tübinger Schule: Ernst Gottlieb Bengel (1769–1826, Enkel des berühmteren J.A. → Bengel, auch er noch unmittelbarer Schüler Storr's, aber mit anderem Schwerpunkt seit 1806 Professor), Johann Christian Friedrich Steudel (1779–1837, seit 1815 Professor), den Baur als „letzten ächten Zögling und Vertreter der alten Tübinger Schule“ bezeichnet, während Carl (von) Weizsäcker (1822–1899) in Christian Friedrich Schmid (1794–1852, seit 1819 in der Lehre tätig, seit 1826 als Ordinarius), dem hauptsächlichen Gegenspieler Baur's, „den letzten Ausläufer“ der Schule sieht. Es handelt sich also um eine Reihe von Professoren, deren Schulrichtung mehr als vier Jahrzehnte, bis zu Bengels Tod 1826, an der Fakultät vorherrschte, um dann allmählich hinter den Einfluß Baur's zurückzutreten. Ihre Tätigkeit erstreckte sich weitgehend auf die biblische, vorwiegend neutestamentliche Exegese und auf die systematischen Fächer, während Schmid vor allem Neues Testament und Praktische Theologie, Bengel Kirchen- und Dogmengeschichte behandelte. Die Wirkung der Schule wurde durch ihre Zeitschriften verstärkt: das von J.F. Flatt begründete und seit 1803 von Süskind herausgegebene *Magazin für christliche Dogmatik und Moral*, deren *Geschichte und Anwendung im Vortrag der Religion*, Tübingen 1796–1812, und als dessen Fortsetzung, aber um Rezensionen erweitert, Bengels *Archiv für die Theologie und ihre neueste Literatur*, seit Band 5: *Neues Archiv für die Theologie*, Tübingen 1815/16–1826. Seine Nachfolge trat die von Steudel herausgegebene *Tübinger Zeitschrift für Theologie* an (Tübingen 1828/29–1840), an der vor allem die Professoren der Evangelisch-theologischen Fakultät mitwirkten. Daß sich unter den Mitarbeitern auch Baur befand, konnte in den ersten Jahren seiner Tübinger Wirksamkeit auswärts den Eindruck erwecken, auch er gehöre der Schule Storr's an.

Inhaltlich läßt sich deren Position als biblischer → Supranaturalismus bezeichnen, d.h. als die Überzeugung von einer in der Bibel enthaltenen übernatürlichen → Wahrheit, die den Inhalt der christlichen Lehre bilde. Von → Kants Begrenzung der theoretischen → Vernunft in religiösen Fragen ausgehend sah Storr in der Heiligen → Schrift eine die Vernunft übersteigende, aber durch die Autorität des göttlichen Gesandten Jesus und seiner Apostel beglaubigte → Offenbarung. Er betrachtete demgemäß die → Bibel nicht als Sammlung unterschiedlicher, in der Geschichte entstandener Schriften, sondern versuchte, sie als eine in jedem ihrer Teile authentische, in sich einheitliche Urkunde der Wahrheit zu erweisen. Mit großem Aufwand an Gelehrsamkeit wandte er sich gegen die Beobachtung von Widersprüchen und Fragwürdigkeiten innerhalb der Schrift. Um deren Glaubwürdigkeit zu sichern, ging er so weit, z. B. am paulinischen Ursprung des → Hebräerbriefts festzuhalten. In seiner Dogmatik, die er in dem Lehrbuch *Doctrinae christianae pars theoretica e sacris literis repetita* (Stuttgart 1793) zusammenfaßte, argumentierte er mit isolierten Bibelstellen, denen er durchweg dieselbe Beweiskraft zuschrieb. Im Festhalten an der unbedingten Autorität und an einer undifferenziert verstandenen Wahrheit biblischer Aussagen folgte die Schule dem Lehrer.

3. Die Jüngere Tübinger Schule

Schwerer als die Ältere ist die Jüngere Tübinger Schule einzugrenzen, da bereits zwischen dem Schulhaupt und seinen Schülern keine Einigkeit über die Zugehörigkeit zur Schule bestand und da deren Umfang auch in der neueren Literatur unterschiedlich angegeben wird. Sicher ist nur, daß sie – im Unterschied zur Älteren Tübinger Schule – lediglich durch den allen Mitgliedern gemeinsamen Lehrer Ferdinand Christian Baur, der von 1826 bis zu seinem Tod als Nachfolger E.G. Bengels den Lehrstuhl für Kirchen- und Dogmengeschichte innehatte, eine feste Vertretung in der Tübinger Fakultät besaß. Es ist Baur trotz mehrfacher Bemühungen nicht gelungen, auch nur die Berufung eines einzigen Schülers an seine Fakultät durchzusetzen. Offenkundig war er mit seiner Position, die bereits Bedenken gegen seine Berufung hervorgerufen hatte, zeitlebens in der Fakultät isoliert. Seinen Schülern blieb nicht nur in Tübingen, sondern auch außerhalb Württembergs ein theologischer Lehrstuhl versagt. Die meisten wanderten deshalb – in Tübingen oder im Ausland – in die Philosophische Fakultät ab, wo sie aber zuweilen noch theologisch weiterarbeiteten (besonders Eduard Zeller [1814–1908]). Andere mußten ganz auf eine akademische Karriere verzichten. Dem begabtesten unter ihnen – D.F. → Strauß – blieb sogar der kirchliche Dienst verschlossen; er hat als freier Schriftsteller seinen Lebensunterhalt verdient. Angriffe und Verdächtigungen von außen trieben auch wiederholt einen Keil zwischen den Lehrer und einzelne seiner Schüler. Während sich Baur nach dem Erscheinen des *Lebens Jesu, kritisch bearbeitet*, von dessen Verfasser Strauß distanzierte und ihn 1860 nicht (wie Albert Schwegger [1819–1857], E./Zeller, Karl Christian Planck [1819–1880] und Karl Reinhold Köstlin [1819–1894]) zum engsten Schülerkreis zählte, hat sich später Hilgenfeld gegen die Bemühungen des Lehrers gewehrt, ihn der Schule zuzurechnen. Andererseits bezeichneten sich Theologen als „Tübinger“, die weder Baur persönlich gekannt noch überhaupt in Tübingen studiert hatten, und auch in der späteren Literatur wird der Kreis der Schüler oft sehr weit gezogen. Die unterschiedlichen Umfangsbestimmungen des Schülerkreises sind in unterschiedlichen Kriterien der Abgrenzung begründet. Die Zeitgenossen sahen die Schule offenbar in erster Linie durch ihr Interesse an einer Rekonstruktion der Frühgeschichte des Christentums, sodann inhaltlich durch die Auffassung von einem grundlegenden Gegensatz zwischen der petrinisch-judenchristlichen und der paulinisch-heidenchristlichen Partei, schließlich methodisch durch den historisch-kritischen Umgang mit den Quellen, zumal mit den neutestamentlichen Schriften, konstituiert. Nach diesen Kriterien fallen manche Schüler aus dem Kreis heraus, die sich zwar eindeutig zu Baur bekannten und sogar für eine Berufung nach Tübingen vorgeschlagen (Christian Märklin [1807–1849]) oder zumindest in Erwägung gezogen (Gustav Binder [1807–1885]) wurden, aber nicht über

die Geschichte der frühen Christenheit gearbeitet haben. Es ist deshalb angemessener, die Schule nach dem Verhältnis ihrer Mitglieder zu Baur zu beschreiben. Dabei sollte dieser allerdings nicht als der Schulstifter betrachtet werden, der er ursprünglich nicht sein wollte. Daß in Tübingen eine neue theologische Schule entstanden war, zeigte sich, worauf schon Ch. Burger hingewiesen hat, in aller Deutlichkeit erst an ihren Beiträgen zu den von Zeller begründeten, seit Band 6 (1847) hauptsächlich von Baur herausgegebenen *Theologischen Jahrbüchern* (1842–1857). Als ihr Nachfolgeorgan schuf Hilgenfeld 1858 die *Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie*, die bis 1914 erschien – seit Band 36 unter verschiedenen (Mit-)Herausgebern. Als Rezensionsorgan der Schule dienten einige Jahre hindurch auch die von Schwegler herausgegebenen, weit über die Theologie hinausführenden *Jahrbücher der Gegenwart* (1843–1848).

Im engeren Sinne bestand die Jüngere Tübinger Schule aus württembergischen Theologen, die in Tübingen studierten. Eine erste Gruppe von ihnen hatte Baur noch als Lehrer am niederen theologischen Seminar Blaubeuren erlebt: vor allem Mitglieder der „Geniepromotion“, die 1825 das Seminar verließen und seit 1826 ihrem alten Lehrer in Tübingen wiederbegegneten. Unter ihnen ragt David Friedrich Strauß hervor, der Baur Sichtweise noch vor dem Lehrer in kongenialer, aber auch besonders radikaler und einseitiger Weise zunächst auf die Evangelien und wenige Jahre später auf die Dogmengeschichte anwandte. Ihm war nach dem Erscheinen des *Lebens Jesu* (1835/36) eine Anstellung in Württemberg, nach dem Scheitern seiner Berufung nach →Zürich (1839) eine akademische Laufbahn verschlossen. Trotz aller Distanzierungsbemühungen Baur gehörte Strauß zweifellos zum Kern seiner Schule. Zu dieser Gruppe zählen ferner Friedrich Theodor Vischer (1807–1887), der sich frühzeitig von der Theologie löste, auf Literaturgeschichte und Ästhetik verlegte und für dieses Fach seit 1837 in Tübingen, Zürich und zuletzt Stuttgart Professuren erhielt, sowie Gustav Binder und Christian Märklin, die keine akademische Karriere machten, sondern in Pfarramt und Schuldienst tätig waren. Alle drei arbeiteten im Unterschied zu Strauß nicht über die Geschichte der frühen Christenheit, bekannten sich aber offen und nachdrücklich zu Baur theologischen Prinzipien und setzten sich intensiv mit dem württembergischen →Pietismus auseinander. Binder hielt 1874 dem gemeinsamen Freund Strauß die Grabrede, der seinerseits 1851 in einem „Lebens- und Charakterbild“ dem frühverstorbenen Freund Märklin ein Denkmal gesetzt hatte. Unter den jüngeren Schülern Baur ist an erster Stelle Eduard Zeller zu nennen, der 1847 sein Schwiegersohn wurde. Obwohl er neben verschiedenen theologischen Arbeiten, u.a. zum vierten Evangelium, gewichtige *Platonische Studien* (1839) vorgelegt hatte, scheiterten alle Bemühungen um seine Anstellung an der Tübinger Theologischen oder Philosophischen Fakultät. 1847 wurde er als außerordentlicher Professor der Theologie nach →Bern berufen; aber nachdem er den Ruf auf ein theologisches Ordinariat in →Marburg bereits angenommen hatte, wurde er 1849 aus theologischen, politischen und kirchenpolitischen Gründen in die Philosophische Fakultät abgedrängt. Hier führte ihn eine glänzende Laufbahn von Marburg über →Heidelberg (1862–1872) nach →Berlin (1872–1895). Auch als Professor der Philosophischen Fakultät hat er neben zahlreichen philosophischen, vor allem philosophiehistorischen, gewichtige theologische Arbeiten verfaßt. Sein Hauptwerk wurde aber *Die Philosophie der Griechen in ihrer geschichtlichen Entwicklung* (zuerst Tübingen 1844–1852, mehrere Neuauflagen), in der er die Geschichte der antiken Philosophie aus dem Geist der jüngeren Tübinger Schule in umfassender Weise kritisch und zusammenhängend darstellte. Der frühverstorbene Albert Schwegler veröffentlichte ähnlich wie Zeller zunächst Untersuchungen über →Plato und das Neue Testament. 1846 erschien sein zweibändiges theologisches Hauptwerk *Das nachapostolische Zeitalter in den Hauptmomenten seiner Entwicklung*, das ihm endgültig eine Karriere in der Theologie verbaute. Im folgenden konzentrierte er sich auf Philosophie und Altertumswissenschaft, gab u.a. die *Metaphysik* des →Aristoteles mit Übersetzung und Kommentar heraus (1847/48) und verfaßte als außerordentlicher Professor der Klassischen Philologie eine

auf scharfsinniger Kritik der Tradition beruhende *Römische Geschichte* (1853–1858), die allerdings immer im Schatten des gleichnamigen und gleichzeitig (1854–1856) erschienenen Werks des bekannteren Theodor Mommsen (1817–1908) stand. Zwei weitere württembergische Vertreter der Schule, die Baur ausdrücklich als ihm nahestehend nannte, haben weniger profilierte theologische Positionen vertreten. Karl Reinhold Köstlin verfaßte zwei neutestamentliche Monographien, *Der Lehrbegriff des Evangeliums und der Briefe Johannis und die verwandten neutestamentlichen Lehrbegriffe* (1843) und *Der Ursprung und die Komposition der synoptischen Evangelien* (1853), sowie verschiedene Beiträge zu den *Theologischen Jahrbüchern*. Obwohl er eine moderate Form der „Tübinger“ Sicht vertrat, blieb er ohne Aussicht auf eine theologische Professur, erhielt aber als Nachfolger Vischers die Professur für Literaturgeschichte und Ästhetik an der Philosophischen Fakultät (1858 als Extraordinarius, 1863 als Ordinarius). Sein Freund Karl Christian Planck befaßte sich in verschiedenen Arbeiten mit der jüdischen Religion wie mit der Frühgeschichte des Christentums, wobei er unter ausdrücklicher Einbeziehung des geschichtlichen Jesus den Beziehungen der frühen Christenheit zum Judentum besondere Aufmerksamkeit schenkte. Mit seinem Werk *Die Weltalter*, einem eigenen „System des reinen Realismus“, verließ er 1850 auf Dauer das Arbeitsfeld der Jüngeren Tübinger Schule und konzentrierte sich von nun an auf systematisch-philosophische Arbeiten. Nicht so sehr wegen seiner Verbindung zu Baur, sondern weil seine eigenwilligen Ideen und seine daraus abgeleiteten politischen Forderungen bei Fachgenossen keinen Anklang fanden, konnte Planck nicht auf eine philosophische Professur hoffen. Er wurde deshalb Lehrer am Gymnasium in Ulm (1855) und am Seminar Blaubeuren (1869), zuletzt noch Ephorus in Maulbronn (1879). Aus dem Kreise der vielen Württemberger, die Baur gehört haben, wird in der Literatur zu Unrecht auch sein 1861 berufener Nachfolger Carl Weizsäcker (seit 1889 Kanzler der Universität) der Jüngeren Tübinger Schule zugerechnet. Jedoch stand der stärker von Schmid geprägte Weizsäcker der Schule zunächst sehr distanziert gegenüber, hat sich ihr allerdings als Tübinger Professor zunehmend genähert und in seinem Hauptwerk *Das apostolische Zeitalter der christlichen Kirche* (1886) ihren kritischen Standpunkt angeeignet. Von den Nicht-württembergern stand Adolf Hilgenfeld aus der Altmark (1850–1890 Extraordinarius in →Jena, erst 1890 Ordinarius) Baur sachlich am nächsten, obwohl er ihn nicht persönlich kannte, nie in Tübingen studiert hatte und sich immer dagegen wehrte, zu den „Tübingern“ gezählt zu werden. Auch der Hesse Gustav Volkmar (1809–1893, seit 1853 an der Theologischen Fakultät Zürich) gehört mit seinen Beiträgen zu den *Theologischen Jahrbüchern* in die Nähe der Schule. Dagegen hatte A. →Ritschl, der Baur 1845 und wieder 1854 in Tübingen besuchte und jahrelang in den *Theologischen Jahrbüchern* publizierte, nie ein ganz ungestörtes persönliches wie sachliches Verhältnis zu Baur und brach 1856 endgültig mit ihm.

Was die Mitglieder der Jüngeren Tübinger Schule mit ihrem Lehrer und untereinander verband, das war – ungeachtet kleinerer inhaltlicher Differenzen – das vorbehaltlose Bemühen um eine konsequent historische Geschichtsbetrachtung, das auch die äußersten kritischen Konsequenzen nicht scheute. Im Gegensatz zur Älteren Tübinger Schule konnte die Jüngere Schule so wenig einen Unterschied im Umgang mit christlichen und nichtchristlichen Quellen wie eine Argumentation mit der äußeren Autorität oder dem göttlichen Offenbarungscharakter der Heiligen Schrift anerkennen. Sie erkannte, daß Quellenkritik immer Sachkritik an den Aussagen der Quellen einschließt. Konsequenterweise hat sie das →Wunder als Mittel historischer Erklärung auch auf dem Gebiet der Anfänge des Christentums verworfen und durch den Gedanken der Analogie ersetzt. Damit hat sie die unbefangene religionsgeschichtliche Betrachtungsweise auf das Christentum ausgedehnt. Daß sie durch ein solches Vorgehen nicht nur mit der älteren Tradition der Tübinger Fakultät, sondern mit jeder Art von →Biblizismus oder konfessioneller Enge in Konflikt geraten mußte, ist verständlich. Man hat sie nicht nur der Respektlosigkeit vor der Offenbarung geziehen, sondern ihr auch die Benutzung philosophischer, zumal

Hegelscher Kategorien bei der Rekonstruktion geschichtlicher Zusammenhänge zum Vorwurf gemacht. In Wirklichkeit haben Baur und seine Schüler durch Rückgriff auf geeignete Denkformen erstmals weit ausgreifende kirchen-, dogmen- und philosophiegeschichtliche Darstellungen geschaffen, die mehr waren als die bisherigen Stoffsammlungen. Aller weitere Erkenntnisgewinn beruht auf den von ihnen geschaffenen Voraussetzungen, auch wenn ihre Ergebnisse im einzelnen und ihre Sicht der Zusammenhänge im Fortgang der Forschung an vielen Punkten überholt worden sind.

4. Die Katholische Tübinger Schule

Bei den Personen, die seit Ausgang des 19. Jh. der „Katholischen Tübinger Schule“ zugerechnet werden, handelt es sich fast durchweg um Professoren der Tübinger Katholisch-theologischen Fakultät. Herkömmlicherweise wird unterschieden zwischen dem „Gründer“ der Schule, Johann Sebastian Drey (1777–1853, in Tübingen 1817–1846 Professor für Theologische Enzyklopädie, Dogmengeschichte und Dogmatik), sowie weiteren Angehörigen der *ersten Generation* – dem Moral- und Pastoraltheologen Johann Baptist → Hirscher (Professor in Tübingen 1817–1839) und dem Kirchenhistoriker Johann Adam → Möhler (Professor in Tübingen 1822–1835) –, führenden Theologen der *zweiten Generation* – dem Dogmatiker Franz Anton Staudenmaier (1800–1856; 1830 Professor in Gießen, 1837 in Freiburg), dem Exegeten (1837) und Dogmatiker (1839–1882) Johann Evangelist Kuhn (1806–1887) und dem Kirchenhistoriker (1836–1870) Karl Joseph Hefele (1809–1893) –, schließlich hervorragenden Vertretern der *dritten Generation* – dem Moraltheologen (seit 1867) Franz Xaver Linsenmann (1835–1898), dem Kirchenhistoriker (seit 1870) Franz Xaver Funk (1840–1907) und dem Neutestamentler und Dogmatiker (seit 1883) Paul Schanz (1841–1905). Daneben werden noch andere Professoren der Fakultät genannt; zuweilen wird der Kreis der „Tübinger“ sogar über Tübingen hinaus auf andere Fakultäten ausgeweitet (wie bei F.A. Staudenmaier). So faßt Karl Werner 1866 unter dem Namen der Tübinger Schule die Männer zusammen, die in der Tübinger *Theologischen Quartalschrift* (dem Organ der Fakultät seit 1819 bis heute), den Gießener *Jahrbüchern für Theologie und christliche Philosophie* (1834–1836) und der Freiburger *Zeitschrift für Theologie* (1839–1849) publizierten. Äußerungen späterer Tübinger Fakultätsmitglieder von Paul Schanz über Karl Adam (1876–1966), Josef Rupert Geiselmann (1890–1970), Heinrich Fries (1911–1998) und Walter Kasper bis zu M. Seckler zeigen, wie sehr sie sich selbst in der Tradition dieser Schule sehen.

Die weitgehende Offenheit und Unbestimmtheit ihres Umfangs wie ihrer sachlichen Merkmale charakterisiert in auffallender Weise das Reden von der „Katholischen Tübinger Schule“. Der oben angeführte Personenkreis wird keineswegs (wie die Schulen Storrs oder Baur) durch die Beziehung zu einem herausragenden Lehrer konstituiert. Drey erfüllte trotz seiner programmatischen Schriften nicht diese Funktion, wenn auch nach seinem Tod gesagt werden konnte, er sei „der anerkannte Vormann des Lehrerkollegiums“ gewesen (Joseph Mack, 1861). Man kann nur dann versuchen, die Professoren der Katholisch-theologischen Fakultät in Tübingen zu einer „Tübinger Schule“ zusammenzufassen, „wenn bestimmte Theologengruppen und einzelne Fächer ganz oder teilweise ausgeklammert bleiben“ (Reinhardt 19). So wird in der Tat die erste, von der Aufklärung bestimmte Phase der Fakultätsgeschichte (1817 bis Mitte der 30er Jahre) gewöhnlich kaum beachtet, während man Drey und besonders Möhler stark hervorhebt. Dem Fehlen einer prägenden Lehrerpersönlichkeit entspricht die Unmöglichkeit, die Schule nach ihrer Denkrichtung, nach Methoden und inhaltlichen Ergebnissen zu charakterisieren. Seckler nennt dafür ein breites, aber unspezifisches Spektrum allgemeiner Merkmale: „die freie Partizipation an gleichwohl identitätsstiftenden Grundsätzen u[nd] Leitmotiven“, als „zentrales Anliegen ... die Neubestimmung der *Identität des Christlichen* ... in den Horizonten eines neuen *Geschichtsbewußtseins*“, „hist[orisches] Problembewußtsein; [einen] hist[orischen] Begriff der Institutionen u[nd] Doktrinen“, „der

Organismusgedanke als Interpretament der gesch[ichtlichen] Entwicklung des Christentums u[nd] der Kirche“, „konstruktive Verbindung v[on] hist[orisch]-krit[ischer] u[nd] spekulativer Methode bereits bei Drey“ u.a., dazu eine „formale Trias“: „[d]ie entscheidene erstrebte Verbindung v[on] *strenger Wissenschaftlichkeit*, prakt[ischer] *Gegenwartsbezogenheit* u[nd] unbeirrbarer, wenngleich selbständiger u[nd] mündiger *Kirchlichkeit* unter Respektierung der Grenzen der Orthodoxie“ u.a. (Seckler 288f.).

Literatur

Ferdinand Christian Baur, Die ev.-theol. Fak. vom Jahr 1777 bis 1812: Karl Klüpfel, Gesch. u. Beschreibung der Univ. Tübingen, Tübingen 1849 Nachdr. Aalen 1977, 216–247. – Ders., Die ev.-theol. Fak. vom Jahr 1812 bis 1848: ebd. 389–428. – Ders., Ausgew. Werke in Einzelausg., hg. v. Klaus Scholder, V. Für u. wider die Tübinger Schule, Stuttgart-Bad Cannstatt 1975. – Christoph Burger, Ferdinand Christian Baur u. die Tübinger Schule: EuA 54 (1978) 325–329. – Horton Harris, The Tübingen School, Oxford 1975. – Ulrich Köpf, Theol. Wiss. u. Frömmigkeit im Konflikt. Ferdinand Christian Baur u. seine Schüler: Ber. zur Wissenschaftsgesch. 11 (1988) 169–177. – Ders., Ferdinand Christian Baur als Begründer einer konsequent hist. Theol.: ZThK 89 (1992) 440–461. – Ders., Die theol. Tübinger Schulen: ders. (Hg.), Hist.-krit. Geschichtsbetrachtung. Ferdinand Christian Baur u. seine Schüler. 8. Blaubeurer Symposion, Sigmaringen 1994 (Contubernium 40) 9–51. – Abraham Peter Kustermann, „Kath. Tübinger Schule“. Beobachtungen zur Frühzeit eines theologiegesch. Begriffs: Cath(M) 36 (1982) 65–82. – Ders., Die erste Generation der „Kath. Tübinger Schule“ zw. Revolution u. Restauration: RoJKG 12 (1993) 11–34. – Rudolf Reinhardt, Die Kath.-theol. Fak. Tübingen im ersten Jh. ihres Bestehens: ders. (Hg.), Tübinger Theologen u. ihre Theol., Tübingen 1977 (Contubernium 16) 1–42. – Max Seckler, Art. Tübinger Schule I. Kath. Tübinger Schule: LThK³ 10 (2001) 287–290. – Themenh.: ThQ 150 (1970) H. 1. – Carl v. Weizsäcker, Lehrer u. Unterricht an der ev.-theol. Facultät der Univ. Tübingen v. der Reformation bis zur Gegenwart: Beitr. zur Gesch. der Univ. Tübingen. FG bei der vierten Säcularfeier ihrer Gründung im Jahre 1877, Tübingen 1877, 127–172. – Eduard Zeller, Die hist. Tübinger Schule: HZ 4 (1860) 90–173; überarb. Abdr.: ders., Vortr. u. Abh. gesch. Inhalts, Leipzig 1865, 267–353.

Ulrich Köpf

Türkei

1. Begriffliche und räumliche Bestimmung 2. Entstehung des Reiches 3. Aufstieg und Ausformung des Staatswesens 4. Nicht-muslimische Konfessionsgruppen (millet-System) 5. Dezentralisierung und Reform 6. Republik Türkei (seit 1923) (Literatur S. 180)

1. Begriffliche und räumliche Bestimmung

Der Begriff „Türkei“ stand bis zum Beginn des 20. Jh. im europäischen Sprachgebrauch für das Osmanische Reich, insbesondere für seine Kerngebiete und seine militärische und politische Elite. Mit dem Ende des Ersten Weltkrieges und dem Zerfall des Osmanischen Reiches entsteht 1923 die Republik Türkei (*Türkiye Cumhuriyeti*; s.u. 6.), die → Kleinasien (oder auch: Anatolien) und den östlichen Teil Thrakiens zwischen Edirne und Istanbul mit einer Fläche von 780.576 km² umfaßt. Die Osmanen selbst verwendeten für ihr Reich weder die Begriffe „Türkei“ noch „Osmanisches Reich“, sondern belegten es mit eulogischen Bezeichnungen wie *devlet-i ‘aliyye* („hocherhabenes Reich“) oder *memâlik-i mahrûse* („die [von Gott] beglückten Länder“); ebenso wählten sie für → Konstantinopel (heute: Istanbul) neben der Bezeichnung *Koştantîniyye* oft auch *Der-i Sa‘âdet* („Schwelle zur Glückseligkeit“). Im folgenden soll für die osmanische Zeit anstelle von „Türkei“ der in der heutigen Historiographie übliche Begriff „Osmanisches Reich“ verwendet werden.

In Europa umfaßte das Osmanische Reich das gesamte Südosteuropa, d.h. in den heutigen Staatsgrenzen beschrieben → Griechenland, → Bulgarien, das ehemalige → Jugoslawien (mit Ausnahme der nordwestlichen Gebiete Sloweniens und Kroatiens um Zagreb), → Albanien, große Teile → Ungarns, darüber hinaus → Rumänien, Moldawien und nahezu das gesamte nördliche Küstengebiet des Schwarzen Meeres. In der arabischen Welt beherrschten die Osmanen den „Fruchtbaren Halbmond“, der die heutigen Staaten